

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 62 (1958-1959)

Heft: 2

Artikel: Baron Ferenczys zweite Chance

Autor: Mikes, George / Beck, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bare Kerze anzündete, um meinerseits zum Gegenangriff zu schreiten. Eben hatte ich das wieder getan; das dürftige Licht erhellt die camera in ihrer schäbigen Schönheit. Ueber dem Bett hing ein grässlicher Oeldruck, ein Liebespaar in einer bunten Blütenlaube darstellend — da begann dieses Liebespaar zu wackeln. Ich glaubte, dass meine Augen durch die fortgesetzte Wanzenjagd gereizt seien, aber es war schon so: Liebespaar und Blumenlaube schaukelten, der Kerzenstummel schwankte, und ich in meinem Bett schwankte auch. Gleichzeitig begann, scheinbar in unendlicher Ferne, ein Rollen, als ob ein Eisenbahnzug über Weichen polterte. Das Grollen kam näher — und das war das Beunruhigende.

Nun begann ein wellenartiges Heben und Senken des Hauses, das in allen seinen Fugen knirschte und krachte. Mein unter dem Bett befindlicher Koffer rutschte, wie von Geisterhänden gezogen, hervor und quer durchs Zimmer, an die gegenüberliegende Wand. Ich sprang aus dem Bett und dachte, jeden Augenblick müsse das Haus zusammenstürzen. In der Nähe hörte ich das Bersten und Splittern einer Mauer — eine der vielen Ruinen, die vom Erdbeben in Messina, das sich bis hieher erstreckte, stehen geblieben waren, war vollends zusammengebrochen. Merkwürdigerweise blieb es auf der Strasse still; nur aus dem Nachbarhause vernahm ich das Weinen eines Kindes und beruhigende Mutterworte. Mein Fenster gab den Blick auf den Kanal und den gegenüberliegenden Vulcano frei: über dem Gipfel des Berges zuckte ein rötliches, schwaches Licht, so als wenn bei nahendem Gewitter ferne Blitze aufglühen. Das ganze Phänomen dauerte kaum eine Minute. Dann erlosch das Licht, und nach letzten zitternden Stößen beruhigte sich die Erde — alles war wie ein Traum gewesen. Nur der in der jenseitigen Ecke liegende Koffer erinnerte mich an die Wirklichkeit des Erlebnisses.

Der Geschmack an der bellissima camera war mir vergangen. Von Wanzen angezapft und eventuell von einer niederbrechenden Wand erschlagen zu werden, das war mir etwas zu viel. Ich packte Rucksack und Koffer und verliess das mir unheimlich gewordene Haus. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei gesagt, dass ich schon abends Miete und Verpflegung bezahlt hatte. Ich begab mich hinab zum Hafen, verbrachte den Rest der Nacht auf einer steinernen Bank und wartete, bis im ersten Morgenlicht von Milazzo her mein Dampfer nahte. In einer Osteria, die der Hafenarbeiter

wegen frühzeitig öffnete, trank ich einen Espresso — Milch ist auf der Insel ebenso rar wie das dazu notwendige Milchvieh. Ich dachte, die Leute würden lebhaft das Erdbeben der Nacht besprechen. Aber sie schwatzten von Politik und einem Fussballmatch, der morgen in Messina stattfinden sollte. Und als ich dann darauf zu reden kam, da lachten sie — das sei gar nichts gewesen, so etwas geschehe sehr oft und schade weiter nichts. Wenn ein paar alte Ruinenmauern einstürzten — was liege da schon daran. Und ich hatte gedacht, etwas ganz Ausserordentliches erlebt zu haben. Aber im Grunde war es auch aussergewöhnlich — nicht das Erdbeben, sondern die Wanzen, deren ich noch nie so viele in einem einzigen Raum zusammen gesehen hatte. Auf eine Wiederholung dieses Erlebnisses kann ich dankend verzichten.

George Mikes, Deutsch von H. Beck

B A R O N F E R E N C Z Y S

Z W E I T E C H A N C E

«Schau den einmal an», sagte mein Freund Stefan am Frühstückstisch. «Es ist wahrhaftig schwer zu entscheiden: ist er ein Engländer oder nur die gelungene Karikatur eines Engländer?»

Ich schaute mich nach dem fraglichen Herrn um und war völlig einig mit Stefans Feststellung. Der Mann war gross und hager, hatte ein langes, ausdruckloses Gesicht und glich oder versuchte, dem weltberühmten Sherlock Holmes seligen Andenkens zu gleichen. Er trug Flanellhosen und eine Tweedjacke; er las die «Times» und rauchte Pfeife. Er war zu vollkommen, um echt zu sein. In der Tat war er, wie wir sehr bald herausfinden sollten, völlig unecht.

Es war unser erstes englisches Frühstück auf englischem Boden im September 1938. Stefan und ich waren in der vergangenen Nacht in London angekommen. Wir hatten Zimmer in einem Boardinghouse in Bayswater genommen, dessen Adresse zurück und bat mich aufs dringlichste, seine Einladung zum Nachtessen anzunehmen als kleines Zeichen seiner Anerkennung für meine aussergewöhnliche Liebenswürdigkeit und Grosszügigkeit, Stefan in einem Café in Budapest im «Daily Telegraph» entdeckt hatte.

«Eigentlich schade», sagte ich zu Stefan, der den betreffenden Gentleman noch immer ungläubig anstarrte, «dass das Leben nicht ein bisschen origineller ist. Katzen *sind* schlau, Deutsche *sind* gründlich, Franzosen *essen* Knoblauch und Engländer gleichen wie gespuckt zweitrangigen kontinentalen Karikaturen ...»

Fünf Minuten später stand die übertypische Verkörperung eines reinrassigen Engländers auf und kam auf unseren Tisch zu. Er war bestimmt mindestens 1,80 Meter gross.

«Entschuldigen Sie, meine Herren», sagte er mit Donnerstimme und in tadellosem Ungarisch, «aber ich konnte nicht überhören, dass Sie ungarisch sprechen.»

«Oh ...», sagte ich.

«Ah ...», sagte Stefan.

«Sie gestatten, dass ich mich vorstelle: meine Name ist Baron Xaver von Ferenczy.» Und nach einer Sekunde setzte er hinzu: «Früher bei den Siebener Husaren.»

Wir stellten uns unsseits vor.

«Sehr angenehm ..., ausserordentlich angenehm ...», erwiderte er. «Es ist wirklich eine grosse und unverhoffte Freude, hier in diesem Haus Landsleute zu treffen. Uebrigens frage ich mich, meine Herren, ob Sie mir bis Donnerstagabend halb neun drei Shilling borgen könnten.»

Stefan warf mir einen Blick zu, der besagte: wenn wir erst damit anfangen, wird es nie wieder aufhören. Aber ich kümmerte mich nicht darum, versicherte dem Baron, es wäre mir ein besonderes Vergnügen, ihm aushelfen zu können und gab ihm die drei Shilling.

Er verbeugte sich und ging.

Am gleichen Abend um sieben Uhr traf ich ihn wieder. Er fragte mich mit ausgesuchter Höflichkeit, ob ich ihn wohl zum Fischhändler begleiten möchte.

«Ich möchte nämlich», erklärte er, «jetzt das Geld ausgeben, das Sie mir heute früh freundlicherweise borgten. Ohne Ihre Hilfe wäre ich heute ohne Abendbrot geblieben.»

Er kaufte ein Dutzend Austern und nahm sie mit nach Hause.

Auf dem Rückweg fragte ich ihn, was er in London mache. Seine Antwort war nicht gerade kristallklar, und obwohl wir später gute Freunde wurden und seine Angelegenheiten ausführlich diskutierten, wurden sie mir niemals viel klarer. Soweit ich verstand, hatte es (erstens) etwas mit der Zucht englischer Windhunde in Ungarn und (zweitens) mit der Einfuhr ungarischer Kunstseide nach England zu tun. Soviel aber war jedenfalls mit Sicherheit zu merken, dass Windhunde den Baron bedeutend stärker interessierten als Textilien und dass er mehr von Hunderennen verstand als von Kunstseide.

Am folgenden Donnerstag um acht Uhr klopfte der Baron an meine Tür, brachte mir die drei Shilling mit höflichem und zeremoniellem Dank die ich offenbar durch das Leihen der drei Shilling unter Beweis gestellt hatte. Ich erwiderte, dass ich sehr erfreut sei, und erhob mich.

Ein überwältigend grosser und eleganter Mietwagen wartete bereits vor dem Eingang der Pension. Ein Chauffeur in Livree verbeugte sich tief, als unsere aus sechs Personen bestehende Gesellschaft einstieg. Sie setzte sich zusammen aus dem Baron, Stefan und mir, einem reizenden Mädchen namens Phyllis, das ebenfalls in dem Boardinghouse wohnte, ihrer Mutter und ihrer Freundin Anita. Wir fuhren in eines der vornehmsten Londoner Hotels, wo ein privater Speiseraum für uns reserviert war. Der Tisch war voller Blumen und glitzerte von Silber und Kristall.

Das Essen begann mit Schildkrötensuppe und bestand aus insgesamt acht Gängen, abwechselnd ungarischen und englischen Spezialitäten. Der Küchenchef hatte besondere Instruktionen erhalten, wie er die Paprikahühner und die transsylvanischen Mixed-Grills zuzubereiten hätte, und erwies sich als gelehriger Schüler; dazu wurden vier verschiedene Weine serviert und hinterher ein ausgezeichneter Brandy.

«Ich hatte ein wenig Glück bei den Pferden», erklärte der Baron im Laufe des Abends. «Wir verstehen einander, die Pferde und ich! Manchmal meinen sie es gut mit mir.»



Herbsttag in einer amerikanischen Stadt

Foto H. P. Roth

Nach zehn Uhr wurde Champagner serviert. Ich war in eine interessante, wenn auch etwas stokkende Unterhaltung mit Mrs. Parker, der Mutter von Phyllis, verwickelt, als wir plötzlich durch das laute Geräusch von splitterndem Glas unterbrochen wurden. Es war nur einer der kleinen Scherze des Barons: er hatte sein Glas auf dem Boden zerschmettert.

«Das ist eine alte und, wenn ich so sagen darf, scharmane ungarische Sitte», erklärte er Phyllis. «Kommen Sie ..., füllen Sie Ihr Glas wieder ... Schauen Sie mir in die Augen ... recht tief in die Augen ... Jetzt trinken Sie ..., sehr gut. Und nun, meine liebe Phyllis, zerschmettern Sie Ihr Glas ebenfalls. Niemand soll jemals wieder aus diesen Gläsern trinken ...»

Phyllis war eine augenscheinlich äusserst begabte Schülerin: ihr Glas landete mitten in dem grossen Spiegel. Der Baron war so entzückt, dass er nun sein Glas dazu benützte, den grössten Teil des Kronleuchters herunterzuholen.

*

Wir machten häufig ausgedehnte Spaziergänge mit dem Baron — beinahe jeden Tag. Nicht lange nach unserer ersten Begegnung begann er, eine Blume im Knopfloch zu tragen, und bald sah man ihn nicht mehr ohne eine wundervolle rote Nelke. Manchmal musste er sich, um sie zu kaufen, einen halben Shilling borgen, bei anderen Gelegenheiten hingegen wiederholte er seine grossartigen Einladungen, die immer auf die gleiche geräuschvolle Weise endeten: Gläser, Spiegel, Leuchter, Bilder und manchmal auch noch die Teller und Schüsseln mussten daran glauben, damit es nach seiner Meinung ein richtiges Fest war. «Niemand soll je wieder auf diesen Stühlen sitzen», rief er einmal und machte zwei prachtvolle Chippendale-Sessel zu Kleinholz.

«Wissen Sie», erzählte er mir auf einem Spaziergang durch Kensington Gardens, «manche Leute fragen sich: ich habe in meinem Leben einen Bock geschossen. Wo habe ich wohl den Fehler gemacht? Was würde ich anders machen, wenn ich nochmals eine Chance hätte? Die meisten wissen darauf keine Antwort. Ich weiss sie.»

Ich hörte schweigend zu.

«Im Alter von neunzehn Jahren wurde ich Millionär. Ich weiss, dass sich in jenen Tagen jeder, der mehr als hunderttausend besass, Millionär nennen liess. Aber ich habe zweihunderttausend

geerbt — und ein Mann mit zweihunderttausend war wirklich Millionär. Ich studierte Jus vor dem Kriege (er meinte den ersten Weltkrieg). Ich bekam mein Geld Ende Juni — gerade zu Ende des Semesters — und prompt fuhr ich nach Australien.»

«Warum?» fragte ich. «Gab es irgend etwas besonders Verlockendes in Australien?»

«Ich wusste überhaupt nichts über Australien», erwiderte er kopfschüttelnd. «Aber es war weit weg. Und ich hatte erkannt, dass ich mit meinem vielen Geld so weit wie möglich fahren müsste, weil ich — so sagte ich mir — vielleicht keine zweite Chance haben würde, Australien zu sehen.»

Das klang überzeugend.

«Um es kurz zu machen», fuhr er fort, «zum Wintersemester war ich wieder in Budapest wie zuvor — ohne einen roten Heller!»

«Aber wie war das möglich?» rief ich aus. «Wie, um alles in der Welt, haben Sie es fertiggebracht, das ganze Geld durchzubringen? Und noch dazu in drei Monaten?»

«Es war nicht so leicht», gab er zu. Und nach einem Nachdenken, sehr klug und durchdacht: «Es war nicht die richtige Art, all das Geld auszugeben. Es war eine Narretei, wenn Sie meine Meinung wissen wollen.»

«Immerhin haben Sie sicher Ihren Spass gehabt ...», murmelte ich.

«Nicht einmal das! Ich wurde fast jede Nacht von Matrosen verprügelt. Aber das ist eine andere Geschichte. Käme ich je wieder in die Lage, Geld zu erben: diesmal wüsste ich, was damit anfangen. Ich würde mir werbeständige Papiere für meine alten Tage kaufen. Aber ich habe meine Chance verpasst.»

«Das kann man nie wissen. Ihr Aristokraten habt ja so grosse Familien, Onkels und Grossanten über ...»

Er schüttelte langsam und betrübt den Kopf. «Keinerlei Aussichten! Meine ganze Familie sitzt auf dem Trockenen.»

So verbrachten wir einige weitere Monate. Manchmal borgten wir ihm ein paar Shilling und dann nahmen wir wieder an einem seiner unvergesslichen Feste teil, wenn er wieder einmal Glück bei den Pferden oder Hunden gehabt hatte. Hin und wieder pumpte er sich zehn Shilling, und ging mit Lord X. oder Sir Y. Z. auf eine Jagdpartie.

Eines Tages teilte er mir strahlenden Auges mit, dass er rund 60 000 Pengö von der Tante der Cousine seiner Mutter geerbt hätte. Das war zwar

viel weniger als seine erste Erbschaft, aber immerhin war es doch ein hübsches, rundes Sümmchen, und er hatte somit trotz allem das seltene Glück gehabt, eine zweite Chance im Leben zu erhalten.

Zwei oder drei Tage später verliess er uns, um in Ungarn seine Erbschaft anzutreten und sie sicher anzulegen.

Der Krieg brach aus, und bis 1948 hörten wir nichts mehr von dem Baron. Im Februar jenes Jahres fuhr ich für vierzehn Tage nach Budapest. Viele Bekannte suchten mich auf, unter ihnen der Baron. Er war sehr elegant gekleidet, und auch die rote Nelke im Knopfloch fehlte nicht. Er bat mich, ihm zehn Forint zu leihen, die ich ihm gern gab. Und da er mir keinerlei Erklärung für den augenfälligen Wandel in seiner Vermögenslage abgab, machte ich eine höfliche Bemerkung des Inhaltenes, dass ihn wohl der Krieg ruinirt hätte.

«Oh, das hat nichts mit dem Krieg zu tun. Es geschah lange, bevor der Krieg ausbrach. Es war der Gasthof.»

«Der Gasthof?» wiederholte ich.

«Der Gasthof in Göd, in der Nähe von Budapest. Dort war ich mit meinem Freund, dem Major. Erinnern Sie sich ...»

Aber ich wusste von nichts, und so musste er mir die ganze Geschichte erzählen. Es war eine einfache, wenn auch etwas ungewöhnliche Geschichte. Um seine zweite Erbschaft zu feiern, lud er seinen Freund — einen Major von den Siebener Husaren — in einen alten Landgasthof in Göd ein. Hier verbrachten Sie einen angenehmen und ruhigen Abend. Sie plauderten und später sangen sie, von einer Zigeunerkapelle begleitet, traurige ungarische Volksweisen, bis der Baron plötzlich sein Glas in den Spiegel warf und dazu nach seiner Gewohnheit ausrief, dass niemand wieder aus diesem Glase trinken dürfe. Der Major folgte seinem Beispiel. Dann zerbrach der Baron die Stühle, damit keiner je wieder auf diesen Stühlen, die an ihrem Glück teilgehabt, sitzen sollte. Daraufhin zertrümmerte der Major den Tisch. Dann begann der Baron, die Instrumente der Zigeunerkapelle zu zerstören, damit, wie er sagte, keiner sie je wieder hören könnte, nachdem sie ihn so glücklich gemacht hatten. Dieser edle Wettstreit ging eine Weile weiter, bis der Baron die glänzende Idee hatte, das Haus anzuzünden, damit sich niemand mehr in dem Gasthof zu amüsieren vermöchte, wo sie einen so wundervollen Abend verbracht hatten. Das Haus brannte bis auf den Grund nieder. Als

der Baron schliesslich die Rechnung verlangte, schloss sie Speisen, Weine, Gläser, Spiegel, Musikinstrumente, die Möbel und den Gasthof selbst ein. Die Rechnung entzog ihn jeder weiteren Sorge um die Erbschaft.

«Ich bereue nichts», sagte er. «Wir hatten einen wundervollen Abend. Aber, wenn ich eine dritte Chance hätte ...»

Er führte den Satz nicht zu Ende.

Nach kurzem Schweigen fragte er mich, ob ich ihm nicht noch weitere fünf Forint leihen könnte. Ich sagte, ja, gern!

Copyright by Cosmopress, Genf

Th. Alexander

D I E S T E R N E H A B E N

G E L O G E N

Der nachfolgende Tatsachenbericht macht nicht den Anspruch, Wert oder Unwert astrologischer Berechnungen in Untersuchung zu ziehen. Er beschränkt sich darauf, das grauenhafte Schicksal von Menschen nach verbürgten Berichten kundzutun, die leichtfertigen Voraussagen allzusehr getraut haben und will sich kein Urteil über wissenschaftliche Astrologie anmassen, die allerdings weit von dem entfernt ist, was heute «wahrsagende Astrologen» als solche ausgeben.

Das Kind des Nebenbuhlers

Der norwegische Ingenieur Einar L. war mit einem neunzehnjährigen, sehr hübschen Mädchen namens Dagmar in Oslo verlobt. Der Ingenieur sollte auf drei Jahre in die Erzgruben nach Narvik gehen, um nachher eine leitende Stellung in der